

Nr. 108. Bromberg, den 16. Juni 1926.

Sturm in Schmalebeck.

Roman von **Sophie Kloerss.**

(19. Fortsetzung.)

„Wir möchten Sie bitten, Fräulein Jessen, den guten Leuten zu sagen, daß wir im Augenblick noch nicht Gratulationen in Empfang nehmen möchten. Sehen Sie, ich stehe in allerhand geschäftlichen Unternehmungen, die es mir unmöglich machen, länger hier in Schmalebeck zu bleiben. Durch die Indiskretion der guten Eggers ist unser Einverständnis etwas zu früh an den Tag gekommen. Ich hoffe, im März spätestens für längere Zeit herüberkommen zu können. Dann wollen wir alles nachholen, wozu im Augenblick keine Zeit ist. Und nun, bitte, sagen Sie doch Frau Doktor, daß ich meine liebe Ilse heimbringen will. Sie hat heftige Kopfschmerzen, sehnt sich nach Ruhe und möchte hier den vielen Fragen entgehen. Ich glaube, das können Sie ihr nachfühlen."

Riekchen konnte alles begreifen und nachfühlen, was ihre geliebte Ilse betraf. Sie ging selber mit ihr auf den Flur, packte sie in den Mantel und küßte sie zärtlich. „Solche Kopfschmerzen hast du Armes? Ja, ich hab' mich schon den ganzen Tag gewundert, wie still du warst und wie blaß du aussahst. Morgen komm' ich herum, dann wird dir wohl besser sein."

Ilse zwang sich zu einem Lächeln, nahm Rabens Arm und ging mit ihm fort aus dem Trubel des Tages. Wie sie unter den mondklaren Himmel traten, erkannten sie drüben jenseits des Platzes zwei vermummte Gestalten, die die Treppe des Doktorhauses hinaufstiegen. Das Jubelpaar hatte sich auch heimlich davongemacht, müde und satt all der Feier.

„Sie sind gut", sagte das Mädchen wieder. „Wie klug haben Sie das erraten, was mir in dieser Stunde am besten war. Ich allein hätte gar nicht den Mut gehabt, fortzugehen."

„Es war nicht die Klugheit, die mich das erraten ließ, Ihr Gesicht war leicht zu lesen."

„Ja? War es? Aber Riekchen schien es doch nicht lesen zu können, und Riekchen hat mich so lieb."

Es kam keine Antwort. Raben öffnete die schwere Haustür, und als sie ihm die Hand zum Abschied reichte, hob er die an den Mund und küßte sie leise. Dann fiel die Tür zu, Ilse stand im dämmerigen Flur, wo nur ein Öllämpchen brannte, sah die altvertrauten Wände an, horchte auf die große Stille des schlafenden Hauses, als sprächen die geheime Stimmen zu ihr, faßte sich mit der Hand an den Kopf und sagte vor sich hin: „Er schmerzt wirklich, als wenn er platzen soll."

Und als sie oben im eigenen Zimmerchen stand und die Kerze unruhige Schatten auf die Wand malte, fragte sie wieder: „Bin ich das eigentlich noch? Gestern die Braut des einen, und heute die Braut des anderen, und niemals eines Frau?"

Dann schüttelte sie der Frost, denn der Ofen war kalt, und draußen sang der Nordwind um die Mauern.

Sie legte sich, und hörte durch die verdämmernden Gedanken einen leichten, schnellen Schritt die Treppe heraufkommen. „Hanse." Ach, der Name war wie Ruhe und Erlösung. Nun ging die Tür, nun stand Hanse im hellen Festkleid, ein Licht in der Hand, neben ihrem Bette.

„Ich bin eben drüben fortgelaufen, ich muß wieder zurück. Ich konnte dich in dieser Stunde nicht allein lassen." Sie nahm das Mädchen, sich auf den Bettrand setzend, wie ein Kind in ihre Arme. „Mein Mädel, mein Liebes. Nein, red' gar nicht. Ich kann mir alles allein zusammenreimen. Morgen kannst du sprechen, wenn du willst. Heute sollst du nur stilliegen und versuchen zu schlafen."

„Ich bin todmüde, Hanse. Ich schlief die letzte Nacht nicht. Und nun dieser ruhelose Tag — — ich kann nicht mehr denken. Alles wirbelt mit mir."

„Deine Backen glühen, du hast Fieber. Wart', ich hol' dir noch etwas aus Vaters Apotheke." Sie lief und kam mit einem Pulver, und hätschelte ihr großes Sorgenkind, drückte es in die Kissen und flüsterte: „Ich muß ja wieder hinüber. Schlaf nun gut, mein Liebes. Gute Nacht."

Dann wieder Dunkelheit und Schweigen, und tiefste Müdigkeit, aber kein Schlaf. Immer neue Bilder tauchten auf vor den erhitzten Augen, erlebte, verträumte, Töne aus der Ferne hersingend, Rufe — — jetzt ein Mövenschrei, Meeresrauschen — — Schnee knirschte unter den Füßen — — nun eine leichte, heitere Stimme: Szüße Ilse. Kleine szüße Ilse — — Nun eine ruhig ernste: Vielleicht sage ich es Ihnen in einigen Wochen — vielleicht — — nie. Hanse weiß es. Also, dann mußte sie doch Hanse fragen. Mußte aufstehen — — da wurde ihr schwindelig, wie sie nur den Kopf hob, und das Fieber begann, sie auf breiten Wogen zu tragen, hob und senkte, hob und senkte — — nun verdämmerten die letzten Gedanken

Es war keine große Sache mit dieser Krankheit. Aufregung, viel Unruhe, eine leichte Halsgeschichte, alles zusammen hatte genügt, Ilse Rottmann acht Tage an das Bett zu fesseln. Dankbar nahm sie die erzwungene Ruhe hin. Nun brauchte sie am anderen Morgen nicht in Vaters Zimmer hinunter, als Rabens Stimme drunten laut wurde. Nun kamen nur die Eltern immer einmal herein zu ihr, und für wenige Minuten Riekchen Jessen, sonst niemand. Denn Hanse hatte es der Großmutter zur Pflicht gemacht, nicht etwa den Großvater anzustecken durch einen leichtsinnigen Krankenbesuch, und den alten Herrn hatte sie im gleichen Sinne bearbeitet. Ilse hatte ihren Frieden und konnte sich mit sich selber zurechtfinden.

Auf ihrem kleinen Schreibtisch stand eine zwei Fuß hohe Edeltanne, die war von Raben geschickt worden. Denn die Schmalebecker Gärtner haben ihre wenigen Blumen zur goldenen Hochzeit spenden müssen. Aber der immergrüne Baum wird meiner verehrten kleinen Freundin besser als vergängliche Blumen sagen können, daß ich in aufrichtiger Ergebenheit ihrer gedenke und ihr alles Gute wünsche

Immer Ihr getreuer Freund Thomas Raben.

Sie war dankbar, daß er keine schönen Reden machte, sondern sich als Freund gab. Daß er ihr Zeit ließ, sie nicht mit irgendeinem Zukunftswort beunruhigte, nichts vom Vater erwähnte, alles, was werden mußte, ohne Aufregung herankommen ließ. Die schöne Tanne war eine Wohltat für die Augen in ihrem tiefen Grün, schlicht und stolz. Um der Tanne willen hätte sie ihm schon gut sein können.

Der Doktor hatte strengen Befehl von seiner Frau, nicht mit der Tochter über diese Sache zu reden, eh' sie nicht selber davon beginnen würde. Raben hatte ihm genauen Aufschluß über seine Vermögensverhältnisse gegeben — „Ilse würde es gut haben als meine Frau", hatte aber hinzugefügt, er habe wohl dem jungen Mädchen die Entscheidung über den Kopf fortgenommen „Denn ich wußte damals noch nicht sicher, ob ich hoffen dürfte, ob nicht eine augenblickliche Überrumpelung — Nun wollte ich es heute

zur Entscheidung bringen, — da schwatzte diese aufgeregte Dame — —" — — — „Hm ja, wenn inzwischen Ihre Tochter anderen Sinnes geworden sein sollte, — ich bitte, geben Sie ihr Zeit. Ich kann warten, bis ich meines Glückes sicher bin."

„Wunderlicher Heiliger", sagte nachher Rottmann zu seiner Hanse.

„Will er sie nun eigentlich oder will er sie nicht? So sehr scheint es ihn nicht zu drängen."

„Also, mein lieber Mann, dräng' du auch nicht. Ilse hat doch wohl so ein bißchen mit dem Danske ein kleines Sommerspiel gespielt. Das muß er doch gesehen haben, er hat doch recht klare Augen im Kopf. Ergo — — laß die zwei sich miteinander zurechtfinden, wie sie selber das als das beste einsehen. Wir sind ja nicht Jessens, Helene möchte ihrem Rieckchen lieber heut als morgen den Kranz aufsetzen. Darüber kann ich dich jedenfalls beruhigen, — sehr lieb hat er Ilse. Nicht mit solcher verliebten Regung wie der Herr Baron, sondern so wie ein Mann liebt, der seinen Gefühlen fest und klar gegenübersteht."

„So genau weißt du Bescheid?"

„Wenn eine ihn kennt, soll ich ihn wohl kennen. Es kann ein großes Glück werden, so eine Ehe wie die unsere, mein Alter, aber laß ausreifen, was da werden will."

„Die kluge Hanse. — Und der dumme Ehemann. — Was bekomm' ich, wenn ich mich unbedingt füge?"

„Nichts. Hättest du dich nicht gefügt, hättest du einen Strafkuß bekommen. — Laß mich los, alter Mann. Hör' mal, draußen rufen sie nach mir." —

Der Morgen nach diesem unruhigen Tage ließ auch in anderen Häusern die Bewohner nicht zur Ruhe kommen. In der Post war den ganzen Tag ein Kommen und Gehen. Jeder fragte nach neuen Nachrichten aus Kopenhagen und Kiel, und die solidesten Leute saßen und machten einen stundenlangen Frühschoppen, um nur nichts zu versäumen. Es gingen Extraposten durch, von Altona zur Eider, Postillone und Reisende wurden ausgequetscht bis zum letzten. Und wußten doch selber nicht mehr, als daß der König wirklich tot sei, und daß kein Mensch sagen könnte, was nun käme.

Im Pastorat saß Johannes Jessen nach schlafloser Nacht früh am Schreibtisch und grübelte immer über das eine: „Wie erfahr' ich es? Frag' ich sie? Und wenn sie leugnet? — Das wäre schlimm. — Und wenn sie nicht leugnet? Lieber Gott, das wäre noch schlimmer." Er lauschte auf jeden Schritt draußen und hoffte immer, seine Frau solle von selber hereinkommen, daß er nicht nach ihr rufen müßte, und zitterte vor ihrem Eintritt, wenn ein Schritt sich der Tür näherte. Dabei hatte er nicht acht auf die Straße und bemerkte Herrn Nilius nicht, der an das Haus kam. Erst als der kleine Herr in die Stube trat, fuhr er auf.

Herr Nilius hatte die weiße Tolle auf der Stirn sehr sorgsam zurecht gebürstet, hatte die weiße Halsbinde so glatt und sorgfältig geschlungen wie nur je, und doch war etwas an ihm, etwas, was gegen seine gewöhnliche steife Würde verstieß.

„Störe ich nicht so früh, lieber Jessen? Ich mußte herein in die Stadt, und da wollte ich nicht zögern — — — Ja ich glaube, jetzt weiß ich, wer die Briefe geschrieben hat."

Unter den Füßen des Predigers begann der Fußboden zu schwanken.

„Es ist mir in dieser Nacht gekommen. — Was halten Sie von Träumen?"

„Was ich von Träumen — — Ich weiß nicht, wie Sie das meinen. Träume sind Schäume, weiter nichts."

„Man soll es nicht so von der Hand weisen. Bisweilen kommt uns in einem Traum eine Erkenntnis, der wir wachend umsonst nachjagten. Hm, ja. Und mir kam es eben — — Wissen Sie, die Schreiberin, das ist Lydia Moorwood."

„Wer? Das alte Fräulein Moorwood? Das ist doch nicht möglich."

„Lieber Jessen, alte Leute werden wunderlich. Und sie ist 78 Jahre, Und sie hat immer sehr auf gute Sitte gehalten. Und wissen Sie nicht, wie sie über die Reise des Kantors geredet hat? Und Sie — nehmen Sie es mir nicht übel — hätten nach ihrer Meinung oft die Zügel der Gemeinde viel schärfer anziehen müssen. Und gestern hört' ich, wie sie Fräulein Schnäpel erzählte, sie hätte in ihrem Brot einmal zwei Schwaben gefunden. Es mag wohl sein, daß diese Mitteilung meinen Traum beeinflußt hat. Da sah ich sie sitzen und diese Briefe schreiben. Es wird schon so sein."

„Aber sie selber kam doch mit einem Brief in den Whistklub."

„Weiß ich, weiß ich. Da wollte sie von vornherein den Verdacht von sich ablenken."

Jessen sah vor sich hin. Konnte das sein? Wer gab ihm Klarheit. Es wäre Erlösung gewesen, jedenfalls war es etwas wie Hoffnung. „Ich muß Ihnen sagen, Herr Nilius, man hat mich sogar bei meinem Vorgesetzten in Altona verleumdet. Mein Leben angezweifelt, meine eheliche Treue —. Ja, der Propst sagte es mir gestern. Ich war wie vor den Kopf geschlagen."

„Unerhört, einfach unerhört. Man muß energisch einschreiten, die Sache darf nicht weitergehen."

„Es sollen schon einige der Kaufleute, die auch angegriffen sind, beschlossen haben, an das Gericht zu gehen."

„Das müssen wir verhindern. Um jeden Preis. Die alte Dame darf nicht vor das Gericht kommen. Sie hat es sicher nur getan, weil sie glaubte, über unsere Stadt und ihre Tugend wachen zu müssen. Sie fühlt sich als das Schmalebecker Gewissen. Töricht, sehr töricht, aber aus ihrer ganzen Art zu begreifen. Heute will ich meinem lieben Freund Rottmann noch nicht damit kommen, er muß sich von gestern erholen, aber morgen rede ich mit ihm. Er wird es am ersten aus ihr herausfragen können. Auf ihn hat sie immer viel gegeben. — So, ich will Sie nicht aufhalten, Sie haben zu tun, und ich muß in das Kontor. Mein Georg in seiner Bräutigamsseligkeit ist entschieden nicht zu brauchen. Adieu, lieber Jessen."

Zweifelnd und doch sehr erleichtert, blieb Johannes Jessen zurück. Er konnte die schwere Unterredung mit Helene einstweilen aufschieben. Denn, je mehr er darüber nachdachte, um so wahrscheinlicher schien es ihm, daß Lydia Moorwood in ihrer Sittenstrenge versucht hatte, auf diese Weise erzieherisch auf die Schmalebecker einzuwirken. Und wenn, wie es gewesen — — und wenn durch sie Rieckchen zum Glück gelangt war — — ach, dann war er nur zu bereit, sie zu entschuldigen.

Er richtete sich ordentlich auf und ging in die Eßstube und holte das versäumte Frühstück nach, denn das hatte ihm gar nicht schmecken wollen. Drei Tage mindestens hatte er Zeit, ehe eine Entscheidung zu erwarten war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Biene.

Skizze von **Kurt Münzer.**

Unergründlich ist die Absicht des Lebensprinzips, undurchschaubar die Auslese des Todes, und Bosheit und Hohn des Schicksals scheint es, wenn zur Erhaltung des Kleinen und Schwachen Großes und Starkes fallen muß. Der Zufall hat nicht Platz im logischen Gefüge des Weltgeschehens, sonst fiele es auseinander. Wenn nicht jeder Vorgang seinen Sinn hätte, könnte das Dasein nicht zusammenhalten.

So müssen wir manches nur ergeben vermerken. Die Deutung liegt jenseits unserer Erkenntnis. Unsere Einsicht reicht oft nur zur Erfassung des Vorgangs. Also sei hier von einer Biene berichtet, deren kleines Leben zu erhalten viele Menschenopfer fallen mußten: Kind, Jüngling, Mann und Frau und eine Werkstatt voll fleißiger Arbeiter. Damit die summende Flüglerin wieder heimfindet zu Stock und Akazie, verlangte das unbegreifliche Schicksal eine Hekatombe von Opfern. —

Diese Biene holte mit Hunderten Gefährtinnen den Honig ihres Stocks aus den üppig blühenden Akazien einer Allee draußen vor der Stadt. Dort stand die Luft dick von Wohlgeruch, Blüten bedeckten den Weg, den der Schatten der feingefiederten Wipfel sanft musterte. Und die Bienen taumelten immer trunken darin von Stock zu Baum, schlürften, sogen, trugen heim, kehrten zu neuem Rausche wieder.

Unsere Biene vergaß sich einmal in den Blütenkelchen einer Ladung blühender Topfstücke, die ein Wagen in die Stadt brachte. Als sie aus dem purpurnen Grunde eines süßen Mahles hochklomm an rosigen Blättern, schwer von ihrer Honigfracht, war sie schon mitten in der Stadt. Die Luft war dick von furchtbaren Gerüchen, sinnloser Lärm toste zwischen baumlosen Mauerreihen, und entsetzt stieg sie hoch, Umschau zu halten zur Rückkehr nach ihrer Heimat, ihrem Stock.

In der Nähe öffnete sich die Straße, da blaute und grünte es heimatlich, frischere Luft zog von dort her, und sie summte selig dem schimmernden Weitblick zu. Es war ein Rasenplatz am Ufer des Sees, der gegen die hohen Kaimauern der Stadt in dieser stillen Morgenstunde plätscherte. Noch lag Frühduft über Flut und Ufer. Und nur einige Kinderfrauen mit ihren Schutzbefohlenen saßen dort, schwatzten, indes die Kleinen im Sande spielten, gewarnt vor dem gefährlichen Ufer.

Plötzlich schrie eines der Kinder auf, ein Knabe von fünf Jahren, schnellte hoch von seinen Sandgräben, starrte das Bienchen an, das unheimlich summend ihn umschwirrte, floh vor ihm laut rufend, jammernd, in panischem Entsetzen. Er sah nicht rechts, nicht links, lief in der Finsternis seiner

Angst, hörte nicht die Schreie der Frauen hinter sich, nur das Brummen der Biene klang weltausfüllend in seine Ohren. Aber dann blieb es zurück, denn er stürzte vom hohen Kai hinunter in den See, indes die Biene sich hochschwang. Die alten Kinderfrauen, die jungen hübschen Bonnen rangen die Hände, liefen durcheinander, während der Knabe noch einmal auftauchte. Dann sahen sie unter dem Kristallspiegel des klaren Wassers ihn still und getröstet, furchtlos und erlöst liegen. — —

Aber die Biene, ahnungslos des Unglücks, das sie über junge Eltern gebracht hatte, des Endes, das sie einem Menschenleben bereitet, flog verwirrt, betäubt weiter, am Ufer hin, wo die reinen Lüfte wehten, und fühlte sich angezogen von dem Duft eines Gartens, der drüben hinter verschnörkeltem Eisengitter in voller Blüte stand.

Gerade ritt ein junger Mann vom Uferweg her in den Garten hinein, über den weißen Kiesweg, dem Landhause zu, das weißleuchtend mit Terrasse und Balkon im grünen Grunde lag. Oben an der Balustrade des Altans stand eine alte Dame, auf ein junges Mädchen gestützt; Mutter und Braut des Reitersmannes. Die Junge ließ ihr Tuch flattern, die Ältere nickte und lachte, und der schöne Reiter ließ vor seinen Damen den feurigen Schweißfuchs kurbettieren.

Da sah er ein Bienchen auf dem glänzenden Halse seines Pferdes, hob die weißbekleidete Hand, um es vorsichtig und liebreich zu verscheuchen — und es hob sich auch, tief erschrocken, blind vor Entsetzen über die Menschenhand, stieg auf, suchte Zuflucht, Versteck und sauste summend hinein in das warme Dunkel des gespitzten Pferdeohrs.

Wie von einer Kugel getroffen, mit Schnauben wie Schrei, blitzhaft plötzlich und schnell stieg das Tier hoch, in panischem Schreck, überschlug sich, der Reiter flog durch die Luft, drei Schritt weit, stürzte auf die Steinstufen der Terrasse. — Und dieser Sturz, das Entfliehen der Biene aus dem Ohr, das zitternde Wiederaufstehen des Pferdes, der Doppelschrei der beiden Frauen oben: alles war nur ein Augenblick.

Ein Lied des Triumphes in den Flügeln summte die feine Biene davon, durch Wipfel, über Beete hin, von Garten zu Garten, ahnungsvoll der Richtung ihrer heimischen Akazien zu, und wußte in ihrem der Menschenwelt unzugänglichen Bewußtsein nicht, daß sie einen blutenden Toten zurückließ, über den sich Mutter und Braut im höchsten Schmerze warfen . . .

Sie flog und flog, außen um die Stadt herum, verschmähte Linde und Blumenrabatten der Parks, denn noch war sie von Honig schwer und spürte schon die Seligkeit der geliebten arbeitsreichen Heimat. Ehe sie die Landstraße erreichte, die geradenwegs zu ihren Akazien hinausführte, hatte sie noch eine Fabrik zu passieren, einen Hof mit roten Bauten, Schloten, Baracken und Tanks.

In einem dieser runden Kessel war Benzin, für die Zwecke der Fabrik, deren junger Direktor eben in der noch kühlen Morgenstunde in seinem Gärtchen stand. Das lag in einem Winkel des Hofes, und der Fabrikherr hielt mit der Linken seine Frau umarmt, eine große, schlanke, biegsame Frau, und schloß mit der freien Rechten Pistole nach einer Scheibe. Sie sollte es auch lernen. Und nun gab er ihr die Waffe, hielt ihre Hand, sie schoß und traf wirklich die Scheibe. Die Kugel ging hindurch, in den Erdwall dahinter, und sie lachte stolz und froh. Noch einmal mußte sie es probieren, und diesmal selbständig, ohne seine Hilfe.

Sie hob den weißen, nackten Arm, zielte — da schwirrte die Biene an, verführt von der Akazienweiße der Frauenhaut, und setzte sich selig liebevoll in den zarten Flaum des Armes. Aber die Frau, furchtbar erschrocken, schrie laut auf, schnellte den Arm fort, die Waffe ging los — und im selben Augenblick Flamme, Krach, Splittern, aufschießende Fontäne von Rauch, Balken, Menschen, Steinen . . .

Die Kugel war in den Benzintank geschlagen, die Explosion brach los und schleuderte den Mann, die Frau, zwanzig Arbeiter, Schlote, Baracken, Maschinen in die sonnige Luft . . . .

Der Druck hob die kleine Biene auf, trug sie schnell wie der Blitz vom Trümmerfeld hinweg, über die Landstraße, weit hinaus; und fast war es nur ein Augenblick, in dem sie so, betäubt niedertaumelnd, plötzlich auf einer ihrer Akazien sich befand. Sie klammerte sich an eine süß duftende Blütendolde, ließ sich wiegen und tragen und hörte beseligt den Arbeitsgesang der Schwestern ringsum in den herrlichen Wipfeln.

Kaum eine Stunde war vergangen, seit sie ihren Bezirk verlassen hatte. Eine stille, friedvolle Sommermorgenstunde. Nichts war für die kleine Biene geschehen, nichts als ein kurzer Irrflug durch die honigleere, trübe Stadt. Das süße Leben sang abenteuerlos durch Duft, Sonne und Sterne weiter. Und wieder ganz erholt, des Honigs voll, der Arbeit froh, schwang sich singend die Biene in das geheimnisvolle Dunkel ihres königlichen Staates, kehrte wieder an die himmlische Luft und setzte ihr tätiges Leben fort — über den Menschen, sein Unglück, seinen Tod hinweg.

Wandlungen von Schillers „Kabale und Liebe".

Von Gerd Dameran.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts kam es auf, daß die Zeitungen einen Unterhaltungsroman brachten. Auch die kleinen Blätter wollten diese Neuerung mitmachen, ohne doch durch Schriftstellerhonorare die Ausgaben zu erhöhen. Wie viele andere Zeitungen, half sich auch die einer kleinen Residenz auf die Weise, daß der Redakteur beliebte Dramen in Romane umwandelte. Auch Schillers „Kabale und Liebe" verfiel diesem Schicksal. Man war schon bis zur vorletzten Fortsetzung gelangt, und Luise und Ferdinand hatten die vergiftete Limonade getrunken, als die Zeitung aus der Kanzlei des Fürsten ein Schreiben folgenden Inhalts erhielt: „Serenissimus haben geruht, Ihren Roman mit Aufmerksamkeit und hohem Interesse zu lesen. Hochderselbe wünschen, daß Ferdinand und Luise an dem Gifte nicht sterben. Das Paar könnte vielleicht durch ein Gegengift gerettet werden. Der Hofmarschall." Zu diesem Rettungswerke war es aber zu spät, denn der Schluß des Romans, der in aller Ausführlichkeit das Begräbnis des Paares schilderte, war schon gedruckt und in den Händen der Leser. Aber die Furcht vor der fürstlichen Ungnade konnte auch Tote auferwecken, und so erschien ein der letzten Zeitungsnummer nachgeschicktes Extrablatt, in dem es hieß: „Der in dem Roman „Kabale und Liebe" gemeldete Tod von Ferdinand und Luise beruht auf einem Irrtum unseres Berichterstatters. Beide befinden sich recht wohl und werden demnächst ihre Hochzeit feiern. Die Familie Miller ist durch die Gnade ihres Landesherrn in den Freiherrnstand erhoben und Major Ferdinand von Walter an Stelle seines verurteilten Vaters zum Präsidenten ernannt worden. Unsern Mitarbeiter, der uns den falschen Bericht sandte, haben wir bereits entlassen."

Nach den Bestimmungen der Zensurbehörde durfte Schillers „Kabale und Liebe" nur unter der Bedingung im Burgtheater aufgeführt werden, wenn Ferdinand nicht der Sohn des schurkigen Präsidenten, sondern der Neffe des „Vizedoms" war. Für auswärtige, gastierende Schauspieler war dieses neugeregelte Verwandtschaftsverhältnis besonders lästig, und so überredete solch ein Gast den Regisseur eines Tages, für den Abend seines Auftretens das von Schiller angeordnete Verwandtschaftsverhältnis wieder in Kraft zu setzen. In Anbetracht des schönen Wetters, das den Hof und seinen ganzen Anhang nach Laxenburg locken würde, gab der Regisseur dem Wunsche nach. Aber bevor der Abend anbrach, setzte Regenwetter ein, alles kehrte nach Wien zurück, und der Kaiser wußte nichts Besseres anzufangen, als ins Burgtheater zu gehen. Das Stück hatte schon begonnen, Vater und Sohn setzten sich scharf auseinander, als der Regisseur auf die Bühne stürzte, um das von der Zensur vorgeschriebene Verwandtschaftsverhältnis wieder einzuführen. Der Erfolg war eine grenzenlose Verwirrung, denn der auswärtige Gast redete seinen Gegenspieler unentwegt mit „Vater" an, während der „Vizedom" ihn seinen Neffen nannte und der Musikus Miller immer weiter von „Sr. Exzellenz dem Herrn Vater" redete. Selbst der Souffleur fand sich in diesen verwickelten Familienverhältnissen nicht mehr zurecht, und so gab es ein Durcheinander, an dem die Wiener Spaßvögel noch lange ihre Vergnügen hatten.

Ein altes kalifornisches Gesetz, das noch im vorigen Jahrhundert in Geltung war, verbot an Sonntagen außer Stiergefechten und Hahnenkämpfen auch Theater und „andere barbarische Vergnügungen". Nur was heilig und mit der Kirche zusammenhängend genannt wurde, durfte zur Aufführung gelangen. Um nicht gegen dieses Verbot zu verstoßen, wurde in San Franzisko im Jahre 1869 Schillers „Kabale und Liebe" als „großes Oratorium" angekündigt und an einem Sonntag aufgeführt.

Die letzten Eindrücke vor dem Tode.

Nach den Schilderungen von Leuten, die was man so sagt, dem Tode ins Auge geschaut haben, im letzten Augenblick aber dem Leben wiedergegeben wurden, ist das Sterben gar nicht eine so schwere Sache, wie der Mensch es sich gemeinhin vorstellt. Zu denen, die aus eigener Erfahrung davon reden können, gehört auch ein amerikantscher Arzt, namens Hartley, der sich darüber in einer medizinischen Zeitschrift ausspricht.

Er befand sich in der Tiefe eines Flusses in halb bewußtlosem Zustande, in dem er sah, wie seine Familie und

seine Freunde ihn umarmten und mit Tränen netzten. Er fühlte, daß er ertrank, aber er hatte den Eindruck, daß das gar nicht so etwas Fürchterliches wäre. In den wenigen Sekunden, die dieser sonderbarste Zustand seines ganzen Lebens dauerte, fragte er sich, ob man bald seinen Leichnam finden würde. Dann wohnte er seiner Beerdigung bei, er fühlte die Erde auf seinen Körper fallen, hörte die Todesglocken läuten, hatte wunderbare Gesichte und sah glänzende Farbenzusammenstellungen. Dann stellte sich eine große Ruhe ein, ein Gefühl des Wohlbehagens, eine wohlige Wärme. Darauf schien es ihm, als erhöbe er sich von der Erde und flösse im Raume dahin, bis ihn Dunkelheit umhüllte und das Vergessen eintrat, das Nichts. Endlich kam er wieder zum Bewußtsein, sah sich ausgestreckt am Ufer des Flusses liegen und wurde sich der Wiederbelebungsversuche bewußt, die an ihm vorgenommen wurden.

Die Erfahrung, daß das Ertrinken kein schwerer Tod sein könne, kann als allgemein gültig angesehen werden; sie wurde auch von anderen gemacht, so von dem englischen Admiral Beaufort, der als junger Mensch von einem Schiff in Portsmouth ins Wasser fiel. Er schlug verzweifelt um sich und suchte irgendeinen Halt zu gewinnen; aber da er nicht schwimmen konnte, so waren seine Anstrengungen vergeblich, und er ergab sich in sein Schicksal. Von dem Augenblick, da er es aufgab, sich zu retten, trat an die Stelle der vorhergehenden aufgeregten Empfindungen ein Gefühl der Stille und vollkommenen Ruhe. „Ich dachte nicht mehr an meine Rettung“, schreibt Beaufort, „und empfand keinen physischen Schmerz, im Gegenteil, meine Empfindungen waren ziemlich angenehmer Art; sie ähnelten denen, die dem Schlafe vorangehen, der uns aus Müdigkeit übermannt.“

Beide aber, Hartley wie Beaufort, sind sich darin einig, daß, wenn der Tod durch Ertrinken nichts Schreckhaftes an sich hat, die Rückkehr zum Leben eine höchst unangenehme Sache ist. „Die Empfindungen“, sagt Beaufort, „die ich hatte, als ich wieder ins Leben zurückkehrte, waren das gerade Gegenteil von denen, die ich hatte, als ich im Begriff war, zu ertrinken. Anstatt vollständig frei zu sein von jedem Schmerzgefühl, wie ich es während des Ertrinkens war, wurde ich von Schmerzen nun geradezu gepeinigt.“

Ein anderes nicht unbekanntes Phänomen ist der in kritischen Augenblicken sich einstellende panoramaartige Rundblick über das ganze Leben. Der englische Schriftsteller de Quincey erzählt, daß er einmal in einen Fluß mit starker Strömung gefallen war. Im Augenblick der höchsten Gefahr sah er sein ganzes Leben mit allen möglichen Zwischenfällen, die seinem Gedächtnis längst entschwunden waren. Sie erschienen ihm wie in einem klaren Spiegel, und alle diese Erinnerungen tauchten in seinem Geiste nicht allmählich und nacheinander auf, sondern gleichzeitig. Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Sie leuchtet ohne weiteres ein, wenn man annimmt, daß die graue Gehirnsubstanz eine außerordentlich große Zahl von Zellen enthält und jeder Gedanke und jedes Ereignis von Wichtigkeit eine Zelle beeindrucken oder von ihr Besitz ergreifen, so ist zu verstehen, daß unter außergewöhnlichen kritischen Umständen durch das plötzliche Funktionieren eines Mechanismus, den wir nicht kennen, sich eine gleichzeitige Erregung vieler Gehirnzellen einstellt. Auf diese Weise würde sich erklären, daß eine gewisse Menge von Vorstellungen und Gedanken, die dem Betreffenden schon seit langer Zeit nicht mehr gegenwärtig waren, ihm ins Bewußtsein treten.

Einer, der im letzten Augenblick vom Erstickungstode gerettet wurde, erzählt: „Mein ganzes Leben mit seinen unbedeutendsten Einzelheiten trat mir vor die Seele mit einer erstaunlichen Klarheit. Die Vergangenheit, die für gewöhnlich in eine nebelhafte Ferne entflieht, war in schärfsten Umrissen wieder auferstanden, und viele Ereignisse, die im Leben einander allmählich gefolgt waren, traten mir gleichzeitig ins Bewußtsein.“

Bei einem anderen, der in einen Brunnen gefallen war, stellte sich die kaleidoskopartige Vision so schnell und umfassend ein, daß er, während er fühlte, wie das Wasser ihm in Mund und Ohren drang, einer Vorstellung gelehrter Hunde, verschiedenen Begebenheiten aus seinem Schulleben, so der feierlichen Prämiierung, und dem Festessen beiwohnte, das anläßlich der Verlobung seiner Schwester veranstaltet worden war.

Es ist recht charakteristisch, daß sich die hier geschilderten Erscheinungen bisweilen, wenn auch in mehr oder weniger abgeschwächtem Maße, auch im Schlafe einstellen, wenn die Todesgefahr nur geträumt wird.

G. Dr.



Bunte Chronik



* **Das älteste deutsche Wirtshauszeichen.** Auf einem aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert stammenden Bronzeeimer, der in römischer Zeit vermutlich als Behälter für Wein diente, finden sich Szenen abgebildet, die das Leben in einem Weinhaus jener Zeit darstellen. Nach diesen sehr naturwahren Darstellungen scheinen als Schankzeichen in den römischen Weinhäusern damals je sechs nebeneinander gestellte Weinkrüge üblich gewesen zu sein. Dieser Brauch wurde durch die Römer späterhin auch in Deutschland eingeführt, doch hängt man hier nicht sechs, sondern immer nur einen Krug vor die Türe, worauf sich wohl auch die vielfach übliche Wirtshausbezeichnung „Krug“ gründet.

*

* **Eine unerwartete Erbschaft.** Ein 68jähriger Mann, William Highes in Manchester, der kürzlich Aufnahme in einem Versorgungshaus in Withingdon bei Manchester fand, wurde jetzt überrascht durch die Mitteilung, daß er eine verstorbene Tante beerbe, die rund 70 000 Sterling hinterlassen habe. Diese Tante, Clara Jones, lebte gleich einer Klausnerin in einem Armenviertel von Manchester. Nach ihrem Tode fand man in ihrer Wohnung an verschiedenen Stellen versteckt, rund 3000 Pfund Sterling bares Geld und für über 60 000 Effekten. Sechs Wochen lang hatte man fruchtlos nach einem Familienangehörigen gesucht, der ihr näher stehen könnte wie Highes; da ein solcher nicht gefunden wurde, fiel letzterem die gesamte Erbschaft zu

*

Die rettenden Füße. Die Lerche ist als sehr menschenscheues Tierchen bekannt, das nicht so leicht in die unmittelbare Nähe des Menschen kommt. Von der Tatsache, daß sie im gegebenen Falle diese Scheu auch zu überwinden versteht, möge nachstehende Begebenheit Zeugnis ablegen: Als in einem neumärkischen Dorfe ein Landwirt seinen Acker bestellte, flog plötzlich eine Lerche zu ihm nieder und nahm behutsam zwischen seinen Füßen Platz. Zunächst glaubte er, daß das Tierchen verwundet sei. Als der Landmann dann zufällig in die Höhe sah, erblickte er einen kreisenden Habicht, der sich die Lerche als Opfer auserwählt hatte. Erst nachdem der gefiederte Räuber weitergeflogen war, verließ sie ihr Versteck, in dem sie sich so sicher gefühlt hatte.

*

* **Eine Stadt, in der es kein einziges Automobil gibt, ist — Venedig.** Seit einiger Zeit verfolgt man das Projekt, die Eisenbahnbrücke zwischen dem Festland und der Laguneninsel in Venedig zu einer Straße für Automobile zu erweitern. Hiergegen wehren sich nun die verschiedensten Proteste. Insbesondere hat der italienische Kunsthistoriker Molmenti eine Kundgebung gegen das Projekt erlassen und damit den Beifall der ganzen Bevölkerung gefunden. Man will den einzigartigen Charakter der Stadt erhalten wissen und gern das Auto entbehren.

Lustige Rundschau



* **Der höchste Trumpf.** Zwei Tierstimmen-Imitatoren prahlten mit der Wirkung, die sie durch ihre Nachahmungen erzielten. „Ich imitierte einmal des Nachts das Krähen eines Hahnes,“ sagte der eine. „Sofort fingen sämtliche Hähne des Ortes an, ihren Morgenruf auszustoßen.“ „Das ist noch gar nichts,“ erwiderte der andere. „Ich habe einmal das Kläffen eines Schoßhündchens nachgeahmt. Am nächsten Tage kriegte ich eine Aufforderung von der Steuerbehörde zur Zahlung der Hundesteuer.“

*

* **Galant.** Eine Zweizentnerdame fiel auf der Straße über eine Bananenschale und setzte sich dabei in eine Eierkiste, die ein Kaufmann vor seinen Laden gestellt hatte. Der höfliche Kaufmann half ihr aus ihrer unangenehmen Lage. — „In die Eier bin ich gefallen? Hoffentlich sind sie nicht zerbrochen!“ sagte sie besorgt. — „Aber nein, gnädige Frau,“ erwiderte der galante Helfer, „sie sind nur ein bißchen verbogen!“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.